

Dietmar Albrecht

### Unterwegs zu Bobrowski\*

*Im Sommer, abends, fliegt das Käuzchen die Straße entlang. Johannes Bobrowski und seine Frau Johanna Buddrus gehen ans Fenster ihrer Wohnung, um das Käuzchen zu beobachten, in der Ahornallee in Friedrichshagen, hinter Köpenick, im Osten Berlins. Eine Vorortstraße, die sich guter Bürgerlichkeit erinnert: die Häuser haben kleine Gärten, eine Fabrik ist in der Nähe, nicht weit die S-Bahn, drüben der Friedhof. Dort liegen die Eltern, seit dem September 1965 auch Bobrowski selbst.*

*Über der Laterne, in dem Ahornbaum vor dem Haus bleibt es eine Weile sitzen, und ruft nicht mehr, aber wir können es sehn, es ist immer der gleiche Ast, auf dem es sitzt. Dann fliegt das Käuzchen weiter und schreit auch wieder im Flug. Und wir kommen uns vor, als seien wir jetzt aufgewacht. Als hätten wir den ganzen Tag, wo wir unterwegs waren, geredet, geschrieben, telephoniert haben, umhergefahren und -gelaufen sind, diesen ganzen Tag verschlafen. Und jetzt hören wir: die Grillen sind vor den Fenstern, wir unterscheiden Stimmlagen, Tempi, vielleicht Rhythmen. Wir sind aufgewacht, im Dunkeln.*

Alltag. Zu Hause. Daheim. Johannes Bobrowski aus Tilsit und Johanna Buddrus aus Motzischken jenseits des Memelstromes stehen am Fenster des Arbeitszimmers, rechts die niederen Bücherschränke, links das Clavichord, zwischen den hohen Fenstern zur Straße die Schreibkommode. Vor den Büchern die Couch, dann der Esstisch, der Kachelofen. Eng ist es, nebenan schlafen die Kinder, oben hausen Fremde. Bis heute ist das Zimmer unangetastet.

*Wir leben hier, jeden Tag, wir haben unsere Kinder, und unsere Arbeiten, jeden Tag, und das ist alles ernst, wir müssen uns ausruhen, weil wir ermüdet sind, aber wie sind wir denn hier - ein Vogel ruft, und wir meinen aufzuwachen. Du hast die litauischen Lieder vor, plötzlich, mitten am Tag, das Essen ist auf dem Feuer, nachher kommen die Kinder aus der Schule, und ich hier schreib etwas auf, im Büro, um mit dir zu reden. Oder besinge noch immer dunkel, wie Graß sagt, das Flüßchen Szeszupe. Sag doch, wie leben wir hier? Nimmt man das Vaterland an den Schuhsohlen mit?*

So lässt Georg Büchner den großen Danton fragen, als Freunde ihn zur Flucht drängen vor dem Terror Robbespierrés und der Guillotine in Paris. Danton bleibt.

*Wir haben auch hier, hinter dem Bahndamm, den Wiedehopf gehört und Specht und Kuckuck, das ist es nicht. Und dann gibt es den Fluß hier. Aber wenn du träumst: wie reden da die Leute, wie sehen die Wege aus, aus welchem Haus kommst du, in welches gehst du hinein?*

*Die Traumhäuser sind aus Holz, aber nicht alle, und das ist es auch nicht. Und die Wege?*

*Ein eingefahrener Sandweg. Ohne Gräben. Wie breit ist er, kann man das sagen? Er geht über in die Wiese. Oder die Wiese hört auf. Oder geht über in einen Weg. Wie ist das genau? Es gibt keine Grenze. Der Weg ist nicht zuende. Und die Wiese fängt nicht an. Das ist nicht ausdrückbar. Und ist der Ort, wo wir leben.*

(Das Käuzchen, 1962/63. GW IV 77f.)<sup>1</sup>

Lebensorte Bobrowskis. Vom Fletcherplatz in Tilsit, Sowjetsk heute, und über die Luisenbrücke hinweg fuhr die Kleinbahn ihren Weg ins Memelland. In den Litauischen Clavieren nehmen Professor Voigt und Konzertmeister Gawehn die Bahn, um den Lehrer Potschka in Willkischken zu besuchen und ihn über litauische Dainos zu befragen, die sie in ihre Donelaitis-Oper einzubauen gedenken.

Am Vorabend des Johannistages 1936 stuckert also die Kleinbahn über den Strom und sein endlos weites Wiesenland. Im Osten schiebt der Rombinus sich in den Horizont. Die Gleise der Bahn sind heute fort, die schmale Trasse, auch die beiden scharfen Kurven sind geblieben, Litauens Zoll in Übermemel, Panemunė, ist seit ein paar Jahren wieder da. Die Bahn passiert den toten Arm der Memel, die hier ganz schön herumwirtschaftet. Links biegt die Chaussee nach Šilutė ab, Heydekrug. Einen Sprung später führt sie Richtung Kaunas weiter, über Willkischken, Vilkyškiai, und Motzischken, Močiskiai.

So langsam lehrt sich die Bahn: Trakeningken, Trakininkai, Lompöhnen, Lumpėnai, und dann schon Willkischken. Dort steigen Voigt und Gawehn aus, besuchen den Lehrer Potschka über dem Saal von Plattners Krug, Blick auf den Gutspark. Hinter Willkischken nimmt die Chaussee die Kleinbahn huckepack über den Jurafluss. Vom Haltepunkt Motzischken schlägt sie sich in die Wälder und in weitem Bogen zurück zum Strom. Jenseits der Wälder, in Schmallingken, Šmalininkai, endete das Preußenland.

Die verstreuten Häuser am aufgelassenen Haltepunkt in Motzischken sind zumeist aus Holz, manche bunt, mit Ställen, Veranden, viel Grün, Obstbäumen. Einige Hofstellen sind abgeräumt. Brunnen und Eiskeller deuten auf vergangenes Leben. Behelfsbauten nutzen die Lücken. Eine Alte in ordentlichem Haus, Blumen davor, eine Kuh im Stall, erinnert sich ihres Deutsch. Doch keiner der alten Bewohner des Dorfes ist geblieben. Den Neusiedlern sind die Häuser der Buddrus, der Fröhlich fremd. Fremd ist ihnen auch der Nachbar.

Nach Willkischken, auf den Hof der Großeltern Fröhlich, und nach Motzischken auf ihren Altensitz ist Bobrowski in die Ferien gefahren, von Königsberg her. Der Altensitz der Fröhlich ist geblieben, mit Sprossenfenstern und festem Dach, gleich vom Haltepunkt Motzischken den Sandweg hinein und ein paar Schritte nach links. Das Gartengebüsch ist abgeholt, den neuen Bewohnern waren zuviele Schlangen darin. Im Haus der große gemauerte Herd, die Milchammer, davor der Brunnen, dichtbei das hohe Ufer der Jura, die an den Sandberg drängt mit dem verwilderten Friedhof:

[...]  
*Ich bin nicht hier.  
 Ich such eine Stelle,  
 nur ein Grab breit, den kleinen Berg  
 über den Wiesen. Von dort  
 kann ich sehen  
 den Fluß.*  
 (Wiederkehr, 1960. GW I 63)

Wie in der Erzählung vom Käuzchen gehen wir den Weg ohne Gräben, der in die Wiesen mündet, vorüber am Hügel, der den Friedhof trägt. Wo der Fluss wegbiegt, erreichen wir den Hof der Buddrus, sicher gelegen vor Schneeschmelze und Eisstau, mit Fleiß gesparter Wohlstand. Der Garten liegt wüst. Vom Vierseithof ist allein das Wohnhaus geblieben, lose das Dach, Feldsteinsockel, Ziegelmauerwerk, platzender Putz. Ein einsamer Insasse sammelt Pilze, brennt Schnaps, lebt in den Tag. Vor der Deportation nach Sibirien hat er sich in den verlassenen Hof geborgen, so erzählt er.

Vom Buddrushof holt sich der Soldat Bobrowski 1943, mitten im Krieg, seine Frau Johanna. Hier werden die beiden getraut. Von der Nachkriegswohnung an der Ahornallee wandern ihre Gedanken hierher:

[...]  
*Ich sah eine alte Frau  
 am Ende der Straße  
 im schwarzen Tuch  
 auf dem Stein,  
 den Blick nach Süden gerichtet.  
 Über dem Sand  
 mit zerspaltenen harten Blättern  
 blühte die Distel.  
 Dort war der Himmel  
 aufgetan, in der Farbe des Kinderhaars.  
 Schöne Erde Vaterland.*  
 (Das verlassene Haus, 1964. GW I 207)

\*

Einen Schulweg weiter über die Jura nach Westen liegt Willkischken. Die Straße läuft am Fuß eines Hügelrückens, auf halber Höhe die Gehöfte, dahinter die Gärten. Linkerhand fällt das Land zu den Wiesen, dahinter Moor, Strauchwerk, Schilf.

Einige Häuser wagen sich aus dem dörflichen Einerlei: das Mietshaus des Apothekers, der Lessingsche Krug, zweistöckig unübersehbar, nackte rote Ziegel, mächtig auf dem Gasthaus sein Storchennest. Gleich nebenan zieht sich das Gehöft der Großeltern Fröhlich von der Straße hügelan, quergestellt das Wohnhaus, einstöckig, Quaderputz, eine städtisch-breite Freitreppe, dazu Garten, Scheune und Stall, Schöpfe von gespaltenem Holz. Von hier sind die Großeltern Bobrowskis nach Motzischken gezogen.

Der Gasthof von Wythe am Abzweig zur Kleinbahn ist wieder zum Gasthof mutiert, Mutters Küche, Fremdenzimmer, Fotografien der Wirtsfamilie aus der Zeit vor der großen Flucht. Hier bei Wythe huldigen in den Litauischen Clavieren die Landeskinder Preußisch Litauens ihrer unglücklichen Königin Luise. Hier sitzen die Litauerfreunde Voigt und Storost bei Schmand und Glumse und dreht der Naziführer Neumann auf.

Ein Stück weiter an der Chaussee, fast am Ende des Dorfs, siedeln die Honoratioren: links Plattners Krug, wo der Lehrer Potschka wohnt, dahinter das Gut, benachbart die Kirche, das Pfarrhaus, die Schule, die Post, das Denkmal von 1914/18, mit Stahlhelm und neu herausgeputzt. Der Kirche ist der spitze Helm wieder aufgesetzt. Lange Jahre hat der Kolchos im Gotteshaus sein Getreide gemahlen, unser täglich Brot hüfthoch vor dem Altar. Nun halten die wenigen Protestanten, die blieben, wieder ihren Gottesdienst, treffen sich zum Kaffee in der Nische neben dem Chor.

Wir sind in Bobrowskis Arkadien. Bilder die uns in die Kindheit scheinen.

\*

*Groß ist die Kraft des Gedächtnisses, das Orten innewohnt, und mit gutem Grund gründet die Kunst des Erinnerns auf sie.*<sup>2</sup> Von Marcus Pupius Piso sind diese Worte überliefert. Er trug

sie Cicero vor während eines Nachmittagsspaziergangs auf den Wegen der Akademie vor den Toren Athens. Das war um das Jahr 80 vor unserer Zeit.

Gedächtnisorte der Literatur erleichtern uns das Erinnern. Sie fordern uns heraus, setzen unser Denken in Bewegung. Sie machen uns vertraut mit einer Landschaft, einer Region, ihren Menschen und ihrer Kultur. An solchen Orten des Erinnerns verdichtet sich der Raum zur Zeit. Solche Erinnerung stiftet individuelles und kollektives Selbstbewusstsein. Sie ist das Fundament unserer Gegenwart.

Marcel Proust hat, auf der Suche nach der verlorenen Zeit, die Kunst des Erinnerns auf die Spitze getrieben: *Wenn von einer weit zurückliegenden Vergangenheit nichts mehr existiert, nach dem Tod der Menschen und dem Untergang der Dinge, dann verharren als einzige, zarter, aber dauerhafter, substanzloser, beständiger und treuer der Geruch und der Geschmack, um sich wie Seelen noch lange zu erinnern, um zu warten, zu hoffen, um über den Trümmern alles übrigen auf ihrem beinahe unfaßbaren Tröpfchen, ohne nachzugeben, das unermessliche Gebäude der Erinnerung zu tragen.*

Und so steigen an einem Sonntagmorgen in Combray, angestoßen von einem Stückchen petite Madeleine in Lindenblütentee getaucht, Erinnerungen der Kindheit auf einer Woge des Glücks in ihm empor - *alle Blumen unseres Gartens und die aus dem Park von Swann und die Seerosen auf der Vivonne und all die Leute aus dem Dorf und ihre kleinen Häuser und die Kirche und ganz Combray und seine Umgebung, all das, was nun Form und Festigkeit annahm, Stadt und Gärten, stieg auf aus meiner Tasse Tee.*<sup>3</sup>

Uwe Johnson sieht die Stücke der Vergangenheit, *Eigentum durch Anwesenheit*, versteckt in einem Geheimnis, *abweisend, unnahbar, stumm und verlockend wie eine mächtige graue Katze hinter Fensterscheiben, sehr tief von unten gesehen wie mit Kinderaugen*<sup>4</sup>. Das schreibt Johnson ziemlich zu Beginn der *Jahrestage*. Margret Boveri half ihm das Gedächtnis dingfest machen, schenkte Johnson die *Katze Erinnerung*. Der stellt sie aufs Parkett des Wohnzimmers an der Marine Parade.<sup>5</sup>

\*

Die alte Straße durchs Memelland legt hin und wieder ihre Pflasterung bloß. Die Chausseebäume sind zum Laubdach geschlossen. An der Straße aufgereiht Häuser aus wilhelminischer Zeit, schnelle Zubauten auch und schneller Verfall.

Auf Willkischken folgt Polompen, dann Lompönen. Linksab führt ein Weg Richtung Bitėnai. Erst Teer, dann Schotter, schließlich nur noch Sand. Das Dorf Bittehenen, was ist das schon, schreibt Bobrowski in *Lipmanns Leib*:

*Die sieben Gehöfte über der Steigung des Ufers, wie auf einem Wall. Der ausgefahrene Sandweg kommt an den Steckenzäunen entlang und macht einen kleinen Bogen auf die Fähre zu. Da stehen die Holzbuden, die dem Zoll gehören. Ein Stückchen stromabwärts die beiden Dückdalben und die Anlegestelle für das Dampfboot. Kirschbäume, niedrig, mit geplatzter Rinde. Die vier Stangen um einen vorjährigen Strohhaufen, das zerbrochene Dach schief zwischen sich. Wo die Krähen ihre Versammlungen halten. Das Dorf. Und der Tümpel unten im Sand, von der letzten Überschwemmung, noch immer nicht ausgetrocknet. Das Dorf. Nirgends is so bunt wie inne Welt, sagen die alten Frauen. [...]  
Was ist das schon, die sieben oder acht Gehöfte auf dem Uferwall. Von wo man über den Strom sieht, kilometerweit, bis dorthin, wo der Himmel hinabreicht auf*

*die Ebene. Oder man blickt zurück, der Straße nach, die durch die Wiesen gegen den Wald verläuft.*

(Lipmanns Leib, 1962. GW IV 28f)

Bittehnen also: Einzelhöfe locker gestreut und aus Holz, wieder Schöpfe von Scheiten, dazu Gärten, Blumen. Auch hier neues Volk in alten Häusern. Hinter Büschen und Bäumen birgt sich das alte Gasthaus, ein zweistöckiger Ziegelbau ohne Ansprüche, vorn die beiden Gasträume, hinten die Wirtswohnung und der Garten. Der steht voller Obst und Blumen. Seitab die Scheune, unten drei Türen mit Herz, oben die Störche.

Dem Krug sind die Gäste fort. Birute, eine alte Lehrerin aus Schamaiten, freundlich, gütig, bietet uns Honig und Wasser. Sie hat in den Gasträumen ein kleines Museum für Martynas Jankus gehütet, den Drucker, Redakteur, Verleger und Volkskundler, Patriarch der Kleinlitauer im Memelland. Geboren in diesem Dorf Bittehnen und litauischer Patriot, war Jankus zu Kriegsende dennoch mit den Deutschen gegangen, gleich seinem Landsmann Wilhelm Storost Vydūnas. Das Bittehner Museum zeigt Bilder und Berichte vom Tod dieses Jankus 1946 drüben in Flensburg. Nach der großen Wende ist seine Urne heimgekehrt, wie die des Storost Vydūnas.

Vom alten Gasthaus in Bittehnen wandern wir den Waldweg zum Berg Rombinus, vorüber am Friedhof auf einer Lichtung im Wald. Hinter der eisernen Pforte wie ein Altar ein Denkmal für den Tilsiter Litauerfreund Vydūnas, bescheidener die Grabtafel für Martynas Jankus, eine Tulpe aus Holz geschnitzt. Aus dem Westen Europas sind die Tulpen nach Litauen gelangt. Ihre Zwiebeln dauern im Boden, treiben Jahr für Jahr neue Blüten, geduldig, zäh, Kraft aus dem Verborgenen.

Nahe dem Friedhof liegt die Festwiese mit dem Opferstein des Perkun über dem Abbruch zum Strom: auf dem Findling das Zeichen des Gediminas, drei senkrechte Balken auf einer Horizontalen, das Symbol litauischer Unabhängigkeit. Tief unten schimmern die Wasser der Memel, des Nemunas, Njemen. In der Ferne rauchen die Schlote der Zellulosefabrik von Tilsit.

Am Rombinus endet Bobrowski die Litauischen Claviere. Hier feiern der Vaterländische Frauenverein der Deutschen sein Jahresfest und die Litauer ihren Vytautas, an Johanni 1936. Hier führen Professor Voigt und Dr. Storost aus Tilsit und der Redakteur Saluga aus Großlitauen ihren Streit über Litauer und Deutsche im Preußenland.

In die Stromwiesen unterm Rombinus setzt Bobrowski das trigonometrische Gerüst, auf das Lehrer Potschka nächstens klettert. Von der Plattform der Landmesser träumt er sich zurück ins preußische Litauen, in dem Kristijonas Donelaitis sein drittes Clavier fertigstellt, mit seinen Amtsbrüdern aus Mehlkehmen und Walterkehmen singt und spielt, während seine Frau Anna Regina ihnen Kaffee bringt. Die Zeiten verschwimmen. Anna Regina, die Verlobte des Lehrers, ruft ihren Potschka in die Gegenwart:

*Potschka, sagt das Mädchen. Potschka, komm wieder. Das von früher, das geht nicht mehr.*

*Kein Turm. Potschka öffnet die Augen. Kein Turm. Die Lichtung nicht. Nur das Rauschen, das geht in den Bäumen umher.*

*Hingehen, das geht nicht mehr. Hingehen nicht.*

*Jetzt spricht er, langsam, mit einem Mund, der das Sprechen erlernen, mit einer Stimme, die ihre Laute noch finden wird, heute oder morgen:*

*Herrufen, hierher. Wo wir sind.*  
(Litauische Claviere, 1965. GW III 331)

\*

Die Jahre 1917 bis 1919 lebte Bobrowski in seiner Geburtsstadt Tilsit, dann noch einmal 1920 bis 1925, erwachend schon, die ersten Schritte in die Schule. Die Familie zog weiter, zuerst nach Rastenburg, Kętrzyn, in Masuren, 1928 nach Königsberg. Von 1937 an folgten Arbeitsdienst, Wehrdienst, Krieg, Gefangenschaft - zwölf Jahre, ein Viertel des Lebens, mehr als ein Drittel der Erwachsenenzeit.

Vom Rombinus nach Tilsit, Sowjetsk, ist es ein Katzensprung, wäre da nicht die litauisch-russische Grenze quer über die Luisenbrücke. Deren Südtor, Wahrzeichen Tilsits, durfte beim Wiederaufbau nach dem letzten Krieg bleiben. Hammer und Sichel haben das Portrait der Königin ersetzt. An die stolze Zeit der Stadt, als die Königin Luise ihren Bittgang bei Napoleon tut und Kaiser, Zar und König den Frieden von Tilsit schließen, erinnert ein Gedenkstein am Fletcherplatz auf der Tilsiter Seite, dreisprachig französisch, deutsch und russisch.

Das Schloss im Osten der Brücke und die Deutsche Kirche im Westen sind fort. Fort ist auch das Rathaus ein paar Schritte geradeaus in die Deutsche Straße hinein, ulica Gagarina. Es stand am Nordende des Buttermarktes. An seiner Westseite, damals Packhofstraße, ist ein schlichtes zweistöckiges Bürgerhaus geblieben, in hellem Quaderputz, mit rotem Pfannendach und die Traufe zur Straße, vier Fenster Front, zwei, drei Stufen zum Eingang hinauf - das Geburtshaus Max von Schenkendorfs. Portrait und russische Inschrift neben der Tür erinnern an den Dichter der Kriege, die Deutschland mit Hilfe des zaristischen Russland von der napoleonischen Fremdherrschaft befreiten.

Das Stadttheater im Norden des Angers, die Gerichtsgebäude im Süden überdauern. Den Standort des Elchs hält ein T 34 besetzt. Wo die Hohe Straße vom Fletcherplatz auf die Gerichtsbauten trifft, biegt linkerhand die Clausiusstraße ab, ulica Lenina. Wenige Schritte weiter nur passiert sie den unscheinbaren Thesingplatz. Wo die Grabenstraße als Smolenskaja sich vom Thesingplatz wendet, hält an rotgetünchter Hausfront, unerreichbar hoch und in solidem Friedhofsmarmor, eine Gedenktafel samt Portrait in Erinnerung, dass in dieser Straße „der bekannte deutsche Schriftsteller und Kulturschaffende“ Johannes Bobrowski geboren wurde und lebte. 1992, zum 75. Geburtstag, hat die Stadt Sowjetsk sich des Sohnes Tilsits erinnert.

Wilhelminisch und rot geklinkert schließt die Oberrealschule die Grabenstraße. Hier beginnt Voigt seinen Ausflug zum Potschka in Willkischken, um am Seitenportal des Theaters am Anger Konzertmeister Gawehn zu treffen. Mit ihm eilt er die Deutsche Straße hinauf zur Kleinbahn an der Luisenbrücke.

Stadtauswärts im Park Jakobsruh spielt ein Mandolinenorchester. Die Uniformen haben gewechselt und die Karussells. Doch noch immer blüht der Rainfarn zu Johanni, nur tragen die Leute im Sonnenbad nicht mehr ihre Freikörper zur Schau. Königin Luise ist vom Sockel gestiegen und unbekannt verzogen, sie wird gesucht, der Sockel bewahrt. In Jakobsruh steckt der Erzähler des Rainfarn sich sein Sträußchen an den Hut und spaziert, unsichtbar, durch die Stadt, über die man nur immer sagt: Es ist wie vor hundert Jahren. Mit dem Rainfarn an der Mütze geht er über den Fletcherplatz auf die große eiserne Brücke zu. Die sich mit breiten, gemauerten Pfeilern und hochgewölbten Bögen anstrengt, Pflasterstraße und Kleinbahnschienen über den Strom zu schleppen, an den salutierenden deutschen und den grüßenden litauischen Zollbeamten vorbei:

*Das geht recht gut. Aber jetzt haben sich einige Beamte weggedreht, zwei, drei bei den Deutschen, einige bei den Litauern, und einige - bei den Deutschen - treten vor und reden böses Zeug, und auf die Brücke zu gehen ein paar Familien, Väter, Mütter, Kinder, mit ein paar Taschen und Körben und können erst wieder stehn bleiben und atmen, wo Deutschland zuende ist.*

*Bleibt gesund, wollen wir sagen. Aber das können wir nicht.*

*Da schütteln wir unsere Schuhe aus und nehmen das Ästchen von der Mütze und werfen es in den Strom. Der Wind nimmt es eine kleine Windstrecke weit mit und läßt es leicht ins Wasser fallen. Da schwimmt es davon.*

*Ich will nicht unsichtbar sein, sagen wir uns, nicht ungesehen von den Leuten. Es ist nichts: Beobachter sein, der Beobachter sieht nichts.*

*Die Leute, die Familien, sind über die Hälfte der Brücke hinaus. Jetzt könnt ihr atmen, Leute.*

*Und da kommen noch mehr über den Platz.*

*Lauft, Leute, möchten wir sagen, und das könnten wir schon tun. Und den flotten Kerlen entgegentreten, die sich mit ihren Stiefeln und ihren Reden großtun, hinter den Familien her.*

*Aber wir haben das ja nicht getan. Nicht einmal das Sträußchen Rainfarn nahmen wir von der Mütze, um es fortzuwerfen. Der Strom hätte es schon gern mitgenommen. Der Strom ist nicht so. Er hätte schon noch ein bißchen gewartet.*

(Rainfarn, 1964. GW IV 116f)

\*

Seljonny Ostrow heißt der Kneiphof in der Nomenklatur Kaliningrads, die grüne Insel. Auch Altstadt und Löbenicht, mit dem Kneiphof die Gründungsstädte Königsbergs, sind dem Erdboden gleich. Allein die Ruine des Doms wahrt das Gedächtnis. Mit dem Dom von Seljonny Ostrow knüpft Kaliningrad an Königsberg.

Der Kneiphof war eine lebendige Stadt, verwinkelt, mittelalterlich, fünf Straßen in der Länge, acht in der Quere, mit kulmischem Recht begabt. Im südlichen Kneiphof lief die Magisterstraße von Ost nach West; an ihr wohnte im 17. Jahrhundert, nahe beim Blauen Turm, Simon Dach, Sohn eines Gerichtsdolmetschers in Memel, als Professor für die Literatur der Antike in auskömmlicher Stellung an der Albertina und zum ersten Dichter Preußens avanciert: *Phöbus ist bey mir daheime. / Diese Kunst der Deutschen Reime / Lernet Preussen erst von mir.*<sup>6</sup>

Über die Honigbrücke vom Kneiphof weg auf der Lomse hinterm Lindengraben hatten die Kneiphöfer ihrem Organisten Heinrich Albert ein Gärtchen geschenkt, dort, wo heute die Oktjabrskaja breit und laut die Brache begrenzt und Plattenbauten ragen. Heinrich Albert ließ Kürbisse um sein Grundstück ranken, und in dieser Kürbischütte traf sich die Gesellschaft zur Sterblichkeit Beflissener, zu der auch Simon Dach gehörte. Die Freunde huldigten der Poesie und Musik und schnitzten ihre Reime in die Kürbisschalen. Wenige Jahre nur hielt die Lust. Der Bau der Lindenstraße und des Weidendamms machten nach Ende des Dreißigjährigen Krieges der grünen Idylle ein Ende.

Unverschlüsselt transponiert Bobrowski die Kürbischütte der Kneiphöfer in den Roman um Levins Mühle, ins Gespräch des Sängers Weismantel mit dem Zigeuner Hadedank auf ihrem Weg von den Drewenzwiesen nach Neumühl:

*Lieber Mensch, gehab dich wohl, heißt es in Alberti Musikalischer Kürbischütte von 1641, welche, wie es im Titel gleich steht, uns erinnert menschlicher Hinfälligkeit, woran wir uns aber nicht erinnern lassen. Weismantel kennt diese Kö-*

*nigsbergische Hütte nicht, obwohl sie sich gut singen läßt, zu drei Stimmen, voca-  
liter oder auch mit Instrumenten, und auf schöne Texte. Aber er sagt es ganz ge-  
nau wie dieser Herr Albert: Lieber Mensch, gehab dich wohl.  
Und Habedank sagt: Na ja, dann geh man.  
(Levins Mühle, 1964. GW III 126)*

An der Nordostecke des Domes ist das Grab Kants unzerstört erhalten. Seit seinem zweihun-  
dertsten Geburtstag deckt monumental und klar ein flaches Dach auf schlanken roten Sand-  
steinquadern die Stoa Kantiana. An der Quaderwand schlicht der Vermerk „Immanuel Kant  
1724-1804“.

Über Eck zur Honigbrücke schirmte die Universität den Kneiphof zum Neuen Pregel ab, das  
Collegium Albertinum, gestiftet vom Herzog Albrecht, und ihm zur Seite das Neue Collegium  
- schlichte zweistöckig-massive Bauten mit gewalmten Dächern und unter Efeu begraben. Im  
Alten Collegium residierten die Stadtbibliothek und das Stadtarchiv, im Neuen Collegium das  
Kneiphöfische Gymnasium.

Bobrowski hat dieses Stadtgymnasium besucht. Elf Jahre war er, als die Familie von Tilsit  
über Rastenburg nach Königsberg zog, 1928, zunächst an den Unterhaberberg, die Bagratjona,  
im Süden des Kneiphofs, im Rücken den alten Pregel, im Nachbarhaus das Rote Echo, Zei-  
tung der Kommunisten, drei Jahre später an die Samitter Allee, Gorkogo, im Norden der Stadt,  
Ecke Schindekopstraße, Generala Oserowa, zehn Minuten vom Nordbahnhof. Das Mietshaus,  
Neubau der Zwanziger, vierstöckig, gelb getüncht, hat sich gehalten, eine Apotheke im Stra-  
beneck, im Hinterhof Pflaumenbaum und Balkon. 1938, Bobrowski absolvierte den Arbeits-  
dienst, zog die Familie nach Berlin-Friedrichshagen, wo der Vater an der Berliner Ringbahn  
baute. Ein Jahrzehnt später folgte ihnen der Sohn aus sowjetischer Gefangenschaft.

Bobrowski lebte seine Jugend im Licht des alten Königsberg, lernte im Dom das Orgelspiel,  
öffnete sich dem musikalischen und poetischen genius loci in der Nachbarschaft Simon Dachs  
- und fand Geborgenheit vor den andrängenden braunen Ideologen in der Jugend der Beken-  
nenden Kirche. In der Erzählung Von nachgelassenen Poesien aus dem Jahr 1961 lebt ah-  
nungsvoll der Kneiphof auf, und ein letztes Mal, posthum, in den Litauischen Clavieren. Dort  
erzählt der litauische Lehrer und Liedersammler Potschka seinem Mädchen von der Jugend:

*Die Häuser eins an das andre gebaut, man geht an den Wänden hin, enge Straßen.  
Durch die Stadt fließt ein Fluß, teilt sich und vereinigt sich wieder. Die Insel, die  
er bildet, trägt eine alte Kirche aus Ziegeln und enge, hohe Häuser, in gehörigem  
Abstand von der Kirche, die auch noch eine Reihe alter Linden vor ihren schmal  
aufsteigenden Fenstern hat. Einen viereckigen Turm gibt es an der einen Ecke der  
Insel und nicht weit davon einen Torbogen, und über den Pauperhausplatz kommt  
man zum Collegium Albertinum.  
(Litauische Claviere, 1966. GW III 264.)*

Wo am jenseitigen Ende des Kneiphofs, zwischen der Vorstadt im Süden und der Altstadt im  
Norden, Immanuel Kant seine pünktlich geregelten Wege ging, schwingt eine Schnellstraße  
sich vom Haberberg zum Schlossphantom. Über Königsbergs Altstadt breitet sich Wildnis;  
Baugruben, Straßenschneisen, verlorene Orte. Am Altstädtischen Markt wurde Zacharias  
Werner geboren, Jurist im Dienst Preußens und Schriftsteller der Romantik wie E.T.A. Hoff-  
mann, dessen Geburtshaus ein paar Schritte weiter lag. An der Altstädtischen Langgasse, spä-  
ter im Löbenichtschen Rathaus, hatte die Buchhandlung Kanter ihren Sitz, in der sich die ge-  
bildete Welt traf: Kant, Hamann, jung und wissbegierig Herder. Der Moloch Moskowskij und  
Leninskij prospekt hat dies alles verschlungen.



Doch nicht alle Erinnerungen sind Kaliningrad zum Opfer gefallen. Schon vor hundert Jahren musste Kants Wohnhaus der letzten Lebensjahrzehnte dem Straßenbau weichen. Kants Gärtchen lehnte an den Gefangenturm des Schlosses, die Schützerie. Dort zitierte seit Kants hundertstem Todestag eine Tafel die Maxime des Philosophen. Sie ist seit dem Krieg verschollen. Reste der Schlossmauer, die einzigen Reste des Schlosses überhaupt, sind rechterhand des *Leninskij prospekt* erhalten, am Weg vom Neuen Pregel zum Hotel Kaliningrad. Dort bittet seit ein paar Jahren die in der Ödnis ringsum Verlorenen eine Nachbildung jener Tafel um Aufmerksamkeit, deutsch und russisch in poliertem Bronzeguss: *Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.*

Bobrowski ist sein Pennälerleben lang von der Wohnung an der Samitter Allee zum Gymnasium auf dem Kneiphof gewandert, Tag für Tag am Spruch des Philosophen vorüber. Dorthin, vor den Schlosskirchenturm und unter den Kaiser auf steinernem Sockel, stellt Bobrowski den Straßenflötisten Preuß. Von dort ruft er seine Mahnung, dieser Mann aus dem Litauischen: *Haltet Gottes Gebote. Sagt sie hin über die Autos, Wagen, Motorräder, Fahrräder, Straßenbahnen, Gemüsekarren, da unten führt die Hauptstraße vorbei, und das hat alles seine Ermahnung nötig, da unten.*

Dem Preuß reden sie die Anekdote von einem Säufer hinterher. Zu der muss man einiges wissen:

*Daß Geheimrat Quint am Dom, unten auf der Insel, noch vor dem richtigen Gottesdienst, frühmorgens seinen Schiffergottesdienst hält, das alte Mannchen, für die Eigner der Zwiebel-, Kohl- und Fischkähne, die nach dem Sonnabendmarkt in der Stadt übernachtet haben und nach dem Gottesdienst früh zurückrudern, stromauf, dann durch den Flußarm zu den Haffdörfern, weil sie dort wohnen. Weiter: daß Motz, der Steindammer Pfarrer, eine Stunde früher als gewöhnlich seine Kirche hält; da kann er ausführlich reden, wie seine Pfarrkinder es mögen, die im Prostituiertenviertel um die nach einem Arzt benannte Wagnerstraße leben, da kommt man trotzdem immer noch gerade zur Zeit bei Pastor von Bahr im Tragheim. Dann geht es ganz schnell zur Altstadt. Herr von Bahr nämlich spricht seine abgemessenen zwölf Minuten, die Leute folgen ja doch nicht länger, Konsistorialrat Claudin aber absolviert elegante fünfundzwanzig Minuten. Pfarrer Schreitberger im Löbenicht kommt stets auf gute vierzig. Am längsten spricht Dompfarrer Käßlau, eine Stunde. Das also muß man wissen. Der Mann nämlich, den wir jetzt meinen, geht Sonntag für Sonntag von Kirche zu Kirche und kommt überall zum Abendmahl zupaß. Er hat sich das so zurechtgelegt und er hat einen guten Zug. Und wenn der Dompfarrer, jetzt im großen Gottesdienst - denn so schließt sich der Kreis, diese genau berechnete Rundreise -, den Kelch vielleicht schon wegziehen will, besagt jedenfalls die Anekdote, greift unser Mann, der andere wohlgemerkt, zu, sagt laut: Meinen Jesum laß ich nicht, und nimmt noch einen schönen Schluck.*

Bobrowski geht dem Preuß nach, hat ihn schon aus den Augen verloren, geht bloß so die Treppe hinunter und über den Platz, an einem Kaufhaus vorbei, über eine Brücke, sieht hinüber zu den Speichern, bei denen Schiffe vor Anker liegen, kommt noch über eine weitere Brücke, zur Vorstadt:

*Und da wurde im gleichmäßigen Straßenverkehr eine Unruhe bemerkbar, es teilte sich einem gleich mit, es kam da etwas durcheinander, einige Wagen bogen in*

*Seitenstraßen ein, Motorfahrzeuge hielten, und da war eine schneidende Musik zu hören, dahinter Geschrei, Kommandos, da kamen berittene Polizisten und hinter ihnen auch gleich die Nazis, ein ganzer Zug, braun in braun, bis auf die Augen, die blau sein sollten, nach Möglichkeit. Aber wir kommen um die Skurrilitäten, oder wie man es nennen will, nicht herum.*

*An dem Zug der Braunen rennt Straßenflötist Preuß entlang, schreit ihnen seine Meinung: Tagediebe, Rumtreiber, Liederjahne und anderes entgegen und droht mit der Flöte.*

*Und meint eigentlich die Kommunisten, denn er sagt: Mußt ja der Kaiser den Krieg verspielen, mit euch Ochsen. Er unterscheidet das nicht, Demonstration ist Demonstration, es ist das Jahr 32, keiner der es ihm erklärt. Wer sollte es tun? Unseren stillen Litauer würde der Preuß auslachen. Das wäre vielleicht nicht schlimm; schlimmer, daß er ihm gar nicht erst zuhören würde, einem solchen Dummkopf. Ach, Preuß.*

*Ja, aber wer sollte es dann tun? Der Saufkopp aus der Anekdote?*

*Der sagt bloß verächtlich, und meint die Braunen: Der ihr Führer trinkt nicht. Oder der Dompfarrer? Aber der ist zu gelehrt, um mit dem Preuß reden zu können, oder doch vielleicht nicht gelehrt genug.*

*Womöglich geht er zum Pfarrer Motz am Steindamm. Der sich ja alle seine Gemeindeglieder aufpacken und geradewegs in den Himmel tragen möchte. Aber wo wird er denn, der Preuß. Obwohl er dahin gehört, jedenfalls in diese Steindammer Kirche, schon weil er dort wohnt.*

*Dabei ist es längst Zeit geworden, für alle. In einem halben Jahr sind die Hitlerleute dran. Da werden nicht nur die Kommunisten gejagt, deretwegen der Kaiser den Krieg verlor, nach Ansicht von Preuß, sie zu allererst, sondern sie fangen auch den Preuß ein, in seiner Behausung an dieser Wagnerstraße, die jetzt in Richard-Wagner-Straße umbenannt wird, aber sonst so bleibt, als einen Staatsfeind oder Volksfeind, wie sie sagen, aus dem gleichen Grund also wie die Kommunisten und wenig später den Dompfarrer. Da nehmen sie auch gleich den Sonntagssäufer mit, als asoziales Element, und bald danach unseren stillen Mann, als geistig minderwertig.*

*Haltet Gottes Gebote, ruft er ihnen entgegen, als sie kommen. Aber das tun die nicht.*

*(Der Mahner, 1965. GW IV 147-150)*

\*

Das Kulmerland ist *eine Gegend alt und fromm, wo man, sofern man etwas besitzt, Geld oder Ehre, deutsch ist und stolz auf seine edle Herkunft, die aber wiederum polnisch ist, doch das war früher* (Levins Mühle, 1963. GW III 35). Der Pole Konrad von Masowien bot 1225 dem Deutschen Orden das Land, versprach sich Befriedung. Die bekam er. Das Kulmische Recht wurde zum Grundgesetz des Ordensstaates. 1466, im zweiten Thorner Frieden, fiel das Kulmerland an Polen, 1772 ging es zurück an Preußen, 1919 wiederum an Polen. Bei Polen ist es seither geblieben.

In der bewegten Topographie und dem bunten Chaos der Dörfer stehen die Ordensburgen wie Zinnsoldaten, gewaltige Kuben, auftrumpfend, mächtig gepanzert und unbeweglich, in Pomesanien im Westen wie in Pomesanien im Norden und hier in Gollub an der Drewenz im Kulmerland, wo der Blick weit hinüberreicht nach Russisch Polen.

Auf einer Landzunge hoch über dem Städtchen Gollub, Golub-Dobrzyń, schiebt sich Schloss Golau ins Bild, feste Burg seit 1300 mit der Kunst und dem Komfort der Ordenszeit, quadra-

tisch und aus Backstein massiv, Sterngewölbe und Warmluftheizung, Maßwerkfenster und Arkaden. Gollub zu Füßen des Schlosses wahrt sein mittelalterliches Maß. Klassizistische Bauten und die Zutaten preußischer Gründerzeit haben die Vorlaubenhäuser ersetzt. Die Pfarrkirche, wie üblich aus Backstein, hat sich ein wenig vom Marktplatz der Kolonisatoren abgesetzt. Eine Brücke führt hinüber nach Dobrzyń. Gollub und Dobrzyń haben sich zu einer Kommune verbunden über die Grenze Preußisch und Russisch Polens hinweg.

An der Drewenz, *Drwęca*, hier bei Gollub findet Johannes Bobrowski den Stoff zu Levins Mühle. Hier steht der Großvater zu seinem Recht, als Deutscher und Baptist und weil man etwas hat: eine Mühle bei Neumühl, an einem rechten Nebenflüsschen des Drewenzflusses, der immer im Polnischen, aber zwischen Deutschland und Russland verläuft:

*Die Drewenz ist ein Nebenfluß in Polen.*

*Das ist der erste Satz. Und da höre ich gleich: Also war dein Großvater ein Pole. Und da sage ich: Nein, er war es nicht. Da sind, wie man sieht, schon Mißverständnisse möglich, und das ist nicht gut für den Anfang. Also einen neuen ersten Satz.*

*Am Unterlauf der Weichsel, an einem ihrer kleinen Nebenflüsse, gab es in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein überwiegend von Deutschen bewohntes Dorf.*

*Nun gut, das ist der erste Satz. Nun müßte man aber dazusetzen, daß es ein blühendes Dorf war mit großen Scheunen und festen Ställen und daß mancher Bauernhof dort, ich meine den eigentlichen Hof, den Platz zwischen Wohnhaus und Scheune, Kuhstall, Pferdestall und Keller und Speicher, so groß war, daß in anderen Gegenden ein halbes Dorf darauf hätte stehen können. Und ich müßte sagen, die dicksten Bauern waren Deutsche, die Polen im Dorf waren ärmer, wenn auch gewiß nicht ganz so arm wie in den polnischen Holzdörfern, die um das große Dorf herum lagen. Aber das sage ich nicht. Ich sage statt dessen: Die Deutschen hießen Kaminski, Tomaschewski und Kossakowski und die Polen Lebrecht und Germann. Und so ist es nämlich auch gewesen. [...]*

*Und die Deutschen - also Ragolski und Wistubba und Koschorrek, um ein paar andere Namen zu nennen - wissen, daß es an der Tüchtigkeit liegt, wenn man etwas hat, und die Polen denken, es kommt von der Muttergottes. Aber freilich, die wirkt mehr ins Gemüt als ins Portemonnaie, sagt man, und deswegen haben die Polen, sagt man, weniger.*

(Levins Mühle, 1963. GW III 9f, 16)

Die Straße von Gollub nordostwärts nach Strasburg, Brodnica, folgt dem hohen Ufer über der Drewenz. Kurz bevor die Straße in die Schmugglerforsten dringt, kreuzt sie ein Flößchen. Lohrbach steht auf alten Karten, Struga heute: eine alte Steinbrücke, Eisengeländer, dichtbebuschte Ufer, rechts ein Wirtshaus von früher, eine Art Speicher und Wagenremise, Młyn Handlowy steht geschrieben, Handelsmühle.

Eine Allee alter Linden führt zum Mühlhaus über dem Bach. Pferdefuhren, Trecker karren Säcke an, Arbeiter im Blaumann buckeln sie in den Mühlraum. Das Mahlwerk wird elektrisch betrieben, der Durchfluss fürs Wasser ist vermauert. Wir sind in Lissaumühle, Lissewo, stehen vor Levins Mühle. Ein paar hundert Meter den Wiesenbach hinauf liegt in weiter Mulde Großvaters Neumühl, Nowy Młyn, mit versumpften Teichen, verkrauteten Feldern, Kartoffeln, Rüben, rottenden Wirtschaftsgebäuden. Der Großvater ist fort.

Die Geschichte um Levins Mühle erzählt der Zigeuner Habedank, der im Gerichtsgefängnis der Kreisstadt Briesen sitzt, in Wąbrzeźno ein paar Kilometer im Norden. Auch da hat besag-

ter Großvater seine Hand im Spiel. Habedank und seine Zellengenossen bringen die Ereignisse um Levin genau und sehr bündig auf den Punkt:

*Es ist ein Nebenflüßchen der Drewenz, ziemlich schnell, das hat auf dem rechten Ufer zwei Stauteiche, die gehören zu der großen Wassermühle. Die fest auf vier- undzwanzig Pfählen steht, oder ruht, die mit Stützen und Streben gestützt und verstrebt sind und mit Blech beschlagen gegen das Eis. Die Mühle hat ein großes unterschlächtiges Rad und ein prima Mahlwerk, und zwei Mann haben da gut dran zu tun. Und jetzt hat der Alte die beiden, wie ich hör, weggejagt. Bloß sie sind noch nicht gegangen. Und die andere Mühle aber, die ist klein, voriges Jahr schnell aufgestellt. Der Levin ist aus Rożan und hat sich was angelernt mit Mülerei und gleich diese Mühle angefangen, ein Stückchen flußab. Vier Pfähle bloß und Balken und Bretter und ein leichtes Rad, weil das Wasser ein bißchen flach ist, und die Bude hat ziemlich gewackelt, da hat er zwei Ketten angeschafft und sie gegen die Strömung verankert, die Mühle, da ist sie über den Winter und bis ins Frühjahr gekommen, kann man nur staunen. Und er hat hübsch Geschäft gemacht. So ein Jud, sagt der Junge, kommt an mit dem blanken Arsch und macht Geschäft. Aber wieso! Gar nichts mit blanker Arsch. Mit Geld ist er gekommen. Jedes Brett gekauft, mit Fuhrwerk von Gollub angefahren.  
(Levins Mühle, 1963. GW III 131)*

Johannes Bobrowski hat seine Geschichte einer Familienchronik entnommen, die der Bauer Jahnke aus dem benachbarten Malken hinterlassen hatte. Ein Johann Bobrowski, der womöglich der Familie, jedenfalls aber der Landschaft *unseres* Bobrowski zugehört, hat wahrhaftig 1874 jene Wassermühle Neumühl gekauft und seinen Konkurrenten Lewin anderthalb Kilometer unterhalb weggeschwemmt. Nur - jener Lewin hat sein Recht vor Gericht erhalten, anders als der Levin des Romans, der vor dem Kungelspiel der Deutschen - Landrat, Richter, Pfarrer, Gendarm - fortgeht zu den Seinen. Der Großvater der Wirklichkeit wandert ins Gefängnis und schließlich bettelarm nach Amerika.

Bobrowskis Variation der Chronik aus Malken findet begeisterte Zustimmung bei Hilde Anker aus Tel Aviv: *Sagen sage ich gar nichts, lieber Herr Bobrowski, denn mir blieb schon die Spuke weg, als ich in der „Weltwoche“ (Zürich) über LEVINS MUEHLE las. Der Grossvater meines verstorbenen Mannes war Mühlenbesitzer Michael Levin in Lissewo. Und wer in der Welt kennt überhaupt Briesen, wo ich vor jenen zig Jahren meine schönsten Sommerferien verbrachte. Und weiter: Die hier lebenden Enkel von Grossvater Levin und natives aus Briesen und Gollub behaupten zwar, Sie hätten die Chausseen in der Gegend etwas durcheinander gebracht. Aber was bedeutet schon geographische Pedanterie gegen die unverfälschten westpreussischen Ausdrücke! Na, und der spezifische Kalmusduft geht mir überhaupt nicht mehr aus der Nase.*<sup>7</sup>

\*

Inmitten Masurens liegt am Niedersee, Jezioro Nidzkie, das Dorf Sowirog. Die Germanisierer nannten es Loterswalde. Seine Bewohner sind fort, der Pflug ist drüber hin. Die Wüstung von Sowirog liegt tot. Eine Fichtenschonung deckt den Ort, in dem Ernst Wiecherts Jerominkinder ihr Leben begannen.

Jenseits des Niedersees wird es einsam, Grenzland. Hejdyk hat eine Reihe masurischer Holzhäuser gerettet, Schnitzwerk an Traufen und Giebeln, Vorlauben, geschweifte Fensterzargen, weiß abgesetzt die Balkenenden. Entlang den Dorfstraßen deuten Flieder, verwilderte Beeren-

sträucher auf alte Wohnplätze. Dort führt aus Büschen eine Treppe ins Nichts, hier deuten Brunnen und Eiskeller auf frühere Wohnung. Die Menschen sind fort, mit ihnen die Häuser.

Das Rätsel löst sich, sobald wir jenseits von Friedrichshof das Preußenland verlassen, an einem roten Zollhäuschen von einst vorbei und über den Grenzbach. In Dąbrowy finden wir die vermissten Häuser wieder, Stein für Stein von drüben hierher geschleppt, eine Stunde Weg nur oder zwei. An einem dieser Häuser ist die Jahreszahl der Verschleppung in den Putz gefügt - 1956.

Welche Zeit, welche Angst. Nicht weit von diesen masurischen Wäldern und Dörfern wird es gewesen sein, wo der Nachrichtensoldat Bobrowski am ersten Septembertag 1939 in Polen einmarschierte. Der Zweiundzwanzigjährige spürt und sieht.

Da sitzt in einer Ladenecke im polnischen Masowien Moise Trumpeter auf seinem Stühlchen. Der Laden ist klein, und er ist leer. Wahrscheinlich weil die Sonne, die immer hereinkommt, Platz braucht und der Mond auch. Der kommt auch immer herein, wenn er vorbeigeht. Der Mond also auch. Er ist hereingekommen, zur Tür herein, die Ladenklingel hat sich nur einmal und ganz leise nur gerührt, aber vielleicht gar nicht, weil der Mond hereinkam, sondern weil die Mäuschen so laufen auf den dünnen Dielenbrettern und ihr Mäusefest tanzen. Moise und der Mond sehen den Mäusen zu.

Ein deutscher Soldat steht in der Tür. *Wenn Se mechten hereintreten, Herr Leitnantleben, sagt Moise. Und die Mäuse kommen wieder und tanzen um ihre Brotrinde:*

*Da sitzt man und sieht zu. Der Krieg ist schon ein paar Tage alt. Das Land heißt Polen. Es ist ganz flach und sandig. Die Straßen sind schlecht, und es gibt viele Kinder hier. Was soll man da noch reden? Die Deutschen sind gekommen, unzählige viele, einer sitzt hier im Judenladen, ein ganz junger, ein Milchbart. Er hat eine Mutter in Deutschland und einen Vater, auch noch in Deutschland, und zwei kleine Schwestern. Nun kommt man also in der Welt herum, wird er denken, jetzt ist man in Polen, und später vielleicht fährt man nach England, und dieses Polen hier ist ganz polnisch.*

*Der alte Jude lehnt an der Wand. Die Mäuse sind noch immer um ihre Rinde versammelt. Wenn sie noch kleiner geworden ist, wird eine ältere Mäusemutter sie mit nach Hause nehmen, und die andern Mäuschen werden hinterherlaufen.*

*Weißt du, sagt der Mond zu Moise, ich muß noch ein bißchen weiter.*

*Und Moise weiß schon, daß es dem Mond unbehaglich ist, weil dieser Deutsche da herumsitzt. Was will er denn bloß? Also sagt Moise nur: Bleib du noch ein Weilchen.*

*Aber dafür erhebt sich der Soldat jetzt. Die Mäuse laufen davon, man weiß gar nicht, wohin sie alle so schnell verschwinden können. Er überlegt, ob er Aufwiedersehen sagen soll, bleibt also einen Augenblick noch im Laden stehen und geht dann einfach hinaus.*

*Moise sagt nichts, er wartet, daß der Mond zu sprechen anfängt. Die Mäuse sind fort, verschwunden, Mäuse können das.*

*Das war ein Deutscher, sagt der Mond, du weißt doch, was mit diesen Deutschen ist. Und weil Moise noch immer so wie vorher an der Wand lehnt und gar nichts sagt, fährt er dringlicher fort: Weglaufen willst du nicht, verstecken willst du dich nicht, ach Moise. Das war ein Deutscher, das hast du doch gesehen. Sag mir bloß nicht, der Junge ist keiner, oder jedenfalls kein schlimmer. Das macht jetzt keinen Unterschied mehr. Wenn sie über Polen gekommen sind, wie wird es mit deinen Leuten gehn?*

*Ich hab gehört, sagt Moise.*

*Es ist jetzt ganz weiß im Laden. Das Licht füllt den Raum bis an die Tür in der Rückwand. Wo Moise lehnt, ganz weiß, daß man denkt, er werde immer mehr eins mit der Wand. Mit jedem Wort, das er sagt.*

*Ich weiß, sagt Moise, da hast du ganz recht, ich werd Ärger kriegen mit meinem Gott.*

(Mäusefest, 1962. GW IV 48f)

Der Nachrichtensoldat Bobrowski gelangt nach Frankreich, Russland folgt. Mehr als zehn Jahre später kommt er zurück zu den Eltern und zur Frau. Das Erlebte zu verarbeiten dauert. 1952 beschwört ein erstes Gedicht die Heimat, Pruzzische Elegie. Zwei Jahre darauf folgen die Verse des Gedichts Kindheit: *Da hab ich den Pirol geliebt*.

Die Kinder werden geboren. Bobrowski wehrt der Sehnsucht. Schuld verbietet ihm das Heimweh. Die Sehnsucht bleibt. 1959 schreibt er die Verse *Absage*:

[...]

*Dort*

*war ich. In alter Zeit.*

*Neues hat nie begonnen. Ich bin ein Mann,*

*mit seinem Weibe ein Leib,*

*der seine Kinder aufzieht*

*für eine Zeit ohne Angst.*

(Absage, 1959. GW I 73)

\*

*Schreibe!* endet Johann Gottfried Herder den fünfundneunzigsten seiner Briefe zu Beförderung der Humanität. „*Schreibe!*“ sprach jene Stimme und der Prophet antwortete: *für wen? Die Stimme sprach: „schreibe für die Toten! für die, die du in der Vorwelt lieb hast.“ - „Werden sie mich lesen?“ - „Ja: denn sie kommen zurück, als Nachwelt.“*<sup>8</sup>

Oder, wie das Alte Testament in Psalm 102, Vers 19, sagt: *Das werde geschrieben auf die Nachkommen.*

\*\*\*

\* Der Text erschien als „Bobrowskis Sarmatien“ in „Text+Kritik. Zeitschrift für Literatur“, Themenheft 165 „Johannes Bobrowski“, Januar 2005, S. 10-27. Verwiesen sei auf die Vorlage des Autors „Wege nach Sarmatien. Zehn Tage Preußenland. Orte, Texte, Zeichen“, Lüneburg: Institut Nordostdeutsches Kulturwerk, 1995, in be-richtigter und erweiterter Neuauflage („Wege nach Sarmatien. Zehn Kapitel Preußenland“) München: Martin Meidenbauer, 2006 (Colloquia Baltica 5); Übersetzungen ins Litauische von Osvaldas Aleksa „Keliai į Sarmatiją. Dešimt dienų Prūsijoje, Vietos, tekstai, ženklai“. Vilnius: Baltos Lankos, 1998, ins Russische von Svetlana Tschervonnaja „Пути в Сарматию. Десять дней в стране пруссой. Места, тексты, знаки“. Moskau: Pro-gress-Tradicja, 2000, und ins Polnische von Henryk Sekulski „Ku Sarmacji. Dziesięć dni w Prusach. Miejsca, teksty, znaki“. Olsztyn: Borussia, 2003.

<sup>1</sup> Die Werkzitate folgen der Ausgabe „Gesammelte Werke in sechs Bänden“, hg. von Eberhard Haufe und (Band VI) Holger Gehle. Berlin: Union, und Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1987-1999.

<sup>2</sup> „[...] tanta vis admonitionis inest in locis, ut non sine causa ex iis memoriae ducta sit disciplina.“ Marcus Tul-lius Cicero, De finibus bonorum et malorum. Über das höchste Gut und das größte Übel. Übersetzt und hg. von Harald Merklin. Stuttgart: Reclam, 1989 (RUB 8593), Fünftes Buch, S. 395f. In freier Übersetzung des Verfas-sers.

---

<sup>3</sup> Marcel Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* 1. *Unterwegs zu Swann*. Frankfurter Ausgabe. Hg. von Luzius Keller. Werke II/1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998<sup>2</sup> (1994<sup>1</sup>), S. 70f.

<sup>4</sup> Uwe Johnson, *Jahrestage*. Aus dem Leben von Gesine Cresspahl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1970-1983. Band 1 (1970), S. 64.

<sup>5</sup> Bernd Neumann, Uwe Johnson. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1994, S. 711.

<sup>6</sup> Simon Dach, *Unterthänigste letzte Fleh-Schrifft an Seine Churfürstl. Durchl. meinen gnädigsten Churfürsten und Herrn*. In: Alfred Kellertat (Hg.), *Simon Dach und der Königsberger Dichterkreis*. Stuttgart: Reclam, 1986, S. 151f, hier S. 152.

<sup>7</sup> Hilde Anker, Tel Aviv, an Johannes Bobrowski, 20. 12. 1964. Literaturarchiv Marbach 91.2.623.

<sup>8</sup> Johann Gottfried Herder, *Briefe zu Beförderung der Humanität*. Werke in zehn Bänden. Hg. von Martin Bollacher u. a. Band 7. Hg. von Hans Dietrich Irmscher. Frankfurt am Main: Deutscher Klassiker Verlag, 1991, S. 530.